

Format de citation

Keil, Martha: Rezension über: Thomas Albrich (ed.), Jüdisches Leben im historischen Tirol. 1: Vom Mittelalter bis 1805, Innsbruck: Haymon, 2013, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 123 (2015), 2, S. 474-476, DOI: 10.15463/rec.1189719107

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Die nun folgenden Vitrinen (7 und 8) dienen zur Präsentation besonders bekannter St. Galler Stücke. Zunächst werden, neben einer oberflächlichen Beschreibung, Ergebnisse von Materialuntersuchungen am St. Galler Klosterplan zusammengefasst. Es folgt, wie auch von den Autoren freimütig eingestanden, eine thematisch nicht zusammengehörige Sammlung von bekannten Einzelstücken und Repräsentanten von Bereichen, für die die St. Galler Klosterbibliothek besonders berühmt ist. Dazu zählen der *Vocabularius sancti Galli* (csg 913) und die Nibelungenhandschrift B (csg 847) als Vertreter deutscher Sprachgeschichte, altirische Glossen (csg 904) und musikhistorisch bedeutende Handschriften (csg 380 und in geringerem Maße csg 375). Den Sprung zurück zum Thema Buchproduktion und -besitz bringt die älteste St. Galler Bücherliste, die die verschiedenen Bucheinheiten, codex, quaterniones, rotuli etc. benennt (csg 728).

Insgesamt gesehen ist der Band „Schafe für die Ewigkeit“ trotz seiner stark dem Ausstellungsaufbau verhafteten und nicht immer stringenten Darstellung ein brauchbarer und schön illustrierter Ausgangspunkt für das Thema Buchproduktion im Mittelalter, der durch einen langen Literaturanhang einen ersten Einstieg in die Forschungslandschaft ermöglicht. Im Bereich der universitären Lehre bietet sich das Buch vor allem als Findbuch für Beispiele für den Unterricht in Kodikologie und – im geringeren Maße – Paläographie an.

Wien

Katharina Kaska

Jüdisches Leben im historischen Tirol, 1: Vom Mittelalter bis 1805; 2: Von der bayerischen Zeit bis zum Ende der Monarchie 1918; 3: Von der Teilung Tirols 1918 bis in die Gegenwart, hg. von Thomas ALBRICH. 3 Bände im Schubert, Haymon, Innsbruck 2013. 1360 Seiten, mit zahlreichen Farabbildungen. ISBN 978-3-85218-692-4, 978-3-85218-690-0, 978-3-85218-691-7.

Dieses reich bebilderte Monumentalwerk stellt in drei Bänden mit jeweils drei bzw. einmal zwei Teilkapiteln die jüdische Geschichte Tirols in seinen jeweiligen historischen Grenzen dar. Der Untersuchungsraum umfasst also Nord-, Ost- und Südtirol sowie den Trentino und Vorarlberg. Die ersten beiden Bände, „Vom Mittelalter bis 1805“ und „Von der bayerischen Zeit 1806 bis zum Ende der Monarchie 1918“ sind mit jeweils ca. 400 Seiten im Umfang etwa gleich, doch sind die behandelten Zeiträume unterschiedlich gewichtet. Der dritte Band, „Von der Teilung Tirols 1918 bis in die Gegenwart“, umfasst 540 Seiten. Diese Zahlen verdeutlichen einerseits die Quellenlage, die aufgrund der marginalen jüdischen Besiedlung Tirols für das Mittelalter und die Frühneuzeit eher kärglich ausfällt. Andererseits spiegeln sie den unterschiedlichen Forschungsstand zu den einzelnen Epochen wider. Während zur Vormoderne noch relativ wenig bearbeitet ist, haben die Autorin und die beiden Autoren des dritten Bandes intensiv zur Tiroler Zeitgeschichte publiziert. Alle Beiträge betten, veranschaulicht durch zahlreiche, teils unedierte Quellen, die jüdische Geschichte in die allgemeine politische und wirtschaftliche Geschichte Tirols ein und verbinden sie mit Mikrohistorie und Biographieforschung. Ihr ausführlicher Apparat umfasst Literaturverzeichnis, Namens- und Ortsregister sowie Bildnachweis.

Der erste Band, „Vom Mittelalter bis 1805“, gliedert sich chronologisch in drei Beiträge: In seinem Beitrag „Jüdisches Leben in Tirol im Mittelalter“ (S. 11–134), nimmt der leider viel zu früh verstorbene Mediävist Klaus Brandstätter zu Recht davon Abstand, von einer personellen oder topographischen Nennung auf eine ganze Gemeinde oder gar eine Siedlungskontinuität zu schließen. Auch rückt er einige Fehlannahmen in früheren Forschungen dahin zurecht, dass der Beiname *Jud* kein Hinweis auf eine religiöse Zugehörigkeit ist. Somit bleibt der bisherige Befund bestehen, dass Tirol kein zentraler Ort jüdischer Besiedlung im Mittelalter war.

Heinz Noflatscher verfasste den zweiten Teilband, „Jüdisches Leben in Tirol im 16. und 17. Jahrhundert“ (S. 135–246). Diese Epoche war durch Ansiedlungsverbote – die mit Aus-

nahme von Hohenems bis 1867 bestanden – und Durchreiseprivilegien, frühes Hofjudentum, Judenfeindschaft und als deren nachhaltiger Auswuchs von der Erfindung des Andreas von Rinn, Opfer eines angeblichen jüdischen Ritualmords, gekennzeichnet. Sie lässt sich hauptsächlich aus obrigkeitlichen Verwaltungsquellen, jedoch kaum aus innerjüdischen Zeugnissen rekonstruieren. Im Bewusstsein der methodischen Problematik legte sich der Verfasser eine „besonders vorsichtige Quelleninterpretation“ auf (S. 138), wobei es ihm durchaus gelingt, jüdische Lebenswelten und Alltagsgeschichte zu veranschaulichen.

Den dritten Teil des ersten Bandes, „Jüdisches Leben in Tirol und Vorarlberg von 1700 bis 1805“ (S. 247–323), verfasste Thomas Albrich. Das Jahrhundert ist durch das Anwachsen der jüdischen Bevölkerung in Innsbruck und insbesondere den Ausbau der Gemeinde in Hohenems mit Synagogenbau und Infrastruktur gekennzeichnet. In beiden Orten wirkten Jonathan Uffenheimer und seine Söhne als Hoflieferanten und Gemeindevorsteher. Auch dieser Beitrag beschäftigt sich ausführlich mit den Ritualmordlegenden um Andreas von Rinn und drei weiteren angeblichen Opfern sowie deren Verehrung.

Den zweiten Band gestalteten Thomas Albrich mit dem Beitrag „Jüdisches Leben in Tirol und Vorarlberg von 1806 bis 1867“ (S. 13–192) und Martin AchRAINER zu „Jüdisches Leben in Tirol und Vorarlberg von 1867 bis 1918“ (S. 193–380). Albrich beleuchtet die Kehrseite von Tiroler Nationalmythen und stellt die judenfeindlichen Aktionen wie Plünderungen und Misshandlungen nach den – übrigens nicht unerheblich von Juden finanzierten – Befreiungskämpfen im April 1809 ausführlich dar. Er zeichnet die Etappen zur bürgerlichen Gleichstellung einerseits als bürgerlich-wirtschaftliche Erfolgsgeschichte der meisten Tiroler Juden nach, die aber auch von durch Konkurrenzneid und religiöse Vorurteile motivierte Judenfeindschaft begleitet war. Die nun schon dichtere Quellen- und Forschungslage erlaubt, in diesem Kontext auf das Wirken einzelner Persönlichkeiten einzugehen, darunter auch bemerkenswerten Frauen.

Martin AchRAINER beschreibt die positiven Auswirkungen der Staatsgrundgesetze auf die jüdische Einwanderung, die mit der durch das Israelitengesetz 1890 ermöglichten Gemeindegründung auch als Religionsgemeinschaft eine Heimat schaffen konnte. Auch in diesem Beitrag tragen die bereits geleisteten biographischen Forschungen zur Veranschaulichung von Alltagsleben und Integrationsschritten bei; eine neue Quelle bilden die ab dem Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten jüdischen Zeitungen.

Der dritte Band ist wieder in drei Teile gegliedert. Sabine Albrich-Falch schrieb über „Jüdisches Leben in Nord- und Südtirol von Herbst 1918 bis Frühjahr 1938“ (S. 11–186). Die Teilung Tirols löste auch die Netzwerke zwischen den kleinen jüdischen Gemeinden auf, zusätzlich waren die Nordtiroler Juden nun erstmals mit einem organisierten Antisemitismus konfrontiert. Katastrophale Auswirkungen auf spätere Fluchtmöglichkeiten hatte die Verweigerung der Staatsbürgerschaft auf Option für Juden. Albrich-Falch will das jüdische Leben der Zwischenkriegszeit aber „keineswegs auf eine Vorgeschichte der Shoah reduzieren“ (S. 27). Sie zeigt den hohen Grad an Akkulturation der Tiroler Jüdinnen und Juden, bei gleichzeitiger Organisation ihres Gemeindelebens und der privaten, in Abstufungen jüdisch-traditionellen – selten orthodoxen – Lebensgestaltung.

Das zeitlich dichteste Kapitel, „Die Jahre der Verfolgung und Vernichtung unter der Herrschaft von Nationalsozialismus und Faschismus 1938 bis 1945“ (S. 187–356), wiederum verfasst von Thomas Albrich, zeichnet das Schicksal der jüdischen Bevölkerung in der NS-Zeit nach. Zu den 585 Juden und Jüdinnen in Tirol und 76 in Vorarlberg sowie etwa 800 – mit vielen Flüchtlingen – in Meran und Bozen kamen nun noch etwa 210 nach den Nürnberger Rassegesetzen als „jüdisch“ definierte Menschen hinzu (S. 193). Albrich beschreibt die im ganzen Deutschen Reich wirksamen Strategien und Abläufe der Verfolgung, gefolgt von der systematischen Vertreibung und Ausrottung. Doch nimmt Innsbruck durch die Ermordung von vier Gemeindegliedern durch die SS und Schwerstverletzten bereits während der No-

vemberpogrome eine traurige Sonderstellung ein. Die Relation der Shoah-Opfer entspricht der übrigen jüdischen Bevölkerung Österreichs: etwa 200 Menschen gelang die Flucht nicht, sie wurden nach Wien in Sammelwohnungen überstellt, deportiert und zum größten Teil ermordet, wobei das Schicksal von weiteren 117, davon 46 geflüchteten Personen bis jetzt nicht geklärt werden konnte (S. 355). Albrich stellt die unterschiedlichen Verfolgungsschicksale und Fluchtwege dar und betont die aktive Beteiligung von Tiroler NS-Funktionären und Nutznießern.

In seinem letzten Beitrag, „Jüdisches Leben in Nord- und Südtirol nach der Shoa“ (S. 357–488) beschreibt Albrich das Leben der DP's, die milden Urteile der Prozesse gegen die Täter der Novembermorde und das Bemühen um Neugründung der Innsbrucker Kultusgemeinde durch die wenigen Heimkehrer, die auch jahrelang um die zumindest teilweise Rückstellung ihres Eigentums kämpfen mussten. Nach Südtirol kehrte nur eine einzige Jüdin aus den Lagern zurück und musste die völlige Verleugnung der Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung erleben. In den folgenden Jahren konsolidierten sich in Innsbruck, Meran und Bozen wieder kleine Gemeinden, in Hohenems repräsentiert das Jüdische Museum jüdisches Leben. Der Bau der neuen Synagoge in Innsbruck 1993 und der „Gedenkstätte Alter Jüdischer Friedhof“ 2009 schließen den Beitrag und somit dieses bedeutende Werk ab.

St. Pölten

Martha Keil

Daniel KÖNIG, *Bekehrungsmotive. Untersuchungen zum Christianisierungsprozess im römischen Westreich und seinen romanisch-germanischen Nachfolgern* (4.–8. Jahrhundert). (Historische Studien 493.) Matthiesen, Husum 2008, 638 S. ISBN 978-3-7868-1493-1.

Soviel in der modernen Mediävistik über die Christianisierung im Frühmittelalter geforscht und geschrieben worden ist (Schäferdiek, Padberg, Wood), so wenig hat man sich dabei mit den Motiven befasst, die zu einer Annahme des Christentums oder zu einem Glaubenswechsel geführt haben. Das hängt vielfach damit zusammen, dass man die Sache im Wesentlichen von den Förderern der Christianisierung her gesehen hat. Verantwortlich dafür sind nicht im Mindesten die vorhandenen schriftlichen Quellen, Berichte, die überwiegend, ja fast ausschließlich, von den Verbreitern des Christentums verfasst worden sind. Von dort her Motive für die Übernahme der neuen Religion zu finden, ist nicht immer leicht. Es ist durchaus zu erkennen, wenn Personengruppen aus dem Zwang gesellschaftlicher oder rechtlicher Normen ihrem Herrn folgen (müssen). Hier kann die Frage nach dem Motiv des Glaubenswechsels einfach beantwortet werden, ohne freilich individuelle Aussagen zu ermöglichen. Schwieriger ist diese Frage zu beantworten, wenn man sich einer Einzelperson widmet, noch schwieriger, wenn man aus Tun und Wirken derselben gleichsam Elemente christlicher Überzeugung ablesen zu können meint, die nun für die Lebensauffassung des Einzelnen maßgebend scheinen. Hier ist viel Spekulation am Werk, oft auch ein Erkenntnisinteresse vorhanden, das den freieren Blick auf die Überlieferung einschränkt. Nehmen wir zwei Beispiele aus dem übergroßen Angebot an persönlicher Bekehrung. Die Thüringerin Radegund wird in ihrer klösterlichen, aber individuellen Askese vom Verfasser durchaus pathologisch gesehen: Für König ist sie traumatisiert durch die schrecklichen Erlebnisse um den Untergang des Thüringerreiches in ihrer Jugend, was nun im reifen Alter zur Autoaggression führt! Hier geht es um das Problem der Übertragung moderner psychiatrischer Erkenntnisse auf Menschen einer ganz anderen Epoche, die von einer gänzlich anderen Mentalität geprägt werden. Angemessener wäre eine historisch entsprechende Sichtweise, die Radegund in ihrer barbarisch-agonalen Identität begreift, die Hass und Rache in christlicher Anpassung gegen sich selbst wendet. Dieser Mentalität entspricht auch Chrodhild, als sie ihre Enkel dem Tod ausliefert statt sie im Kloster, dem christlichen Schutzraum, zu retten. Auch dieser Frau, die als Katho-